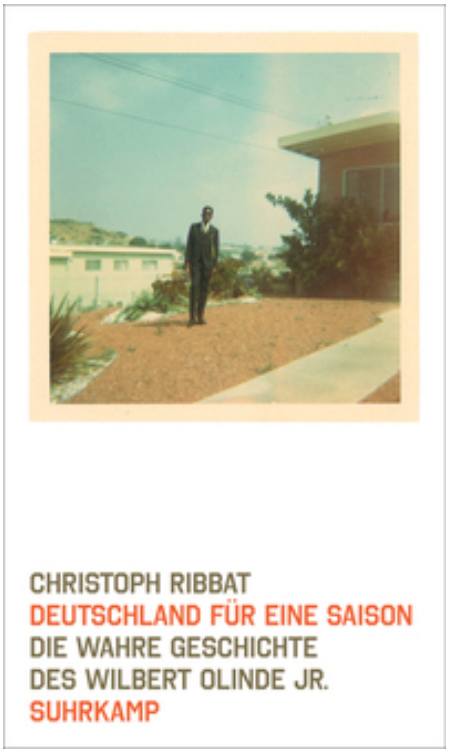
Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Ribbat, Christoph
Deutschland für eine Saison

Die wahre Geschichte des Wilbert Olinde jr.

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42772-9

SV

CHRISTOPH RIBBAT

DEUTSCHLAND FÜR EINE SAISON

DIE WAHRE GESCHICHTE DES WILBERT OLINDE JR.

SUHRKAMP

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliographische Daten im Internet
unter http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Erste Auflage 2017
© Suhrkamp Verlag 2017
Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
ISBN 978-3-518-42772-9

INHALT

1. Der graue Turm 7
2. Danach zum Altdeutschen 11
3. Ohne d und mit d 45
4. Sarahs Stadt 65
5. Für Helmut Kohl 78
6. Beste Persönlichkeit 111
7. Los Angeles, fast perfekt 132
8. Einfach daran glauben 152
9. Ein Coach auf Reisen 173
10. Der Wachmann 204

Gespräche 233
Anmerkungen 237
Register 267

1. DER GRAUE TURM

Das Kind kommt. Sarah spürt es. Sie müssen los, weg aus Baton Rouge, Richtung Süden, nach New Orleans. Das Krankenhaus ist 125 Kilometer entfernt. Die Wehen kommen und gehen. Sarah ist achtzehn Jahre alt. Eines Tages wird sie Schuldirektorin in Südkalifornien sein. Eines Tages wird sie drei Enkelkinder in Norddeutschland haben.

Seit sie ein kleines Mädchen war, hat sie im Lebensmittelladen ihrer Eltern mitgearbeitet, in der Mississippi Street in Baton Rouge. Sie hat mit sechzehn die High School abgeschlossen, mit exzellenten Noten, hat ein Stipendium bekommen und zwei Semester studiert. Dann hat sie geheiratet. Und ist schwanger geworden. Oder umgekehrt. Sie studiert nun nicht mehr. Ihr Mann sitzt mit ihr im Auto. Wilbert Olinde heißt er, er ist genau vier Jahre und acht Monate älter als sie und ein großer Geschichtenerzähler. Er hat ihr gesagt, dass er ihr den Mond schenken würde, wenn es ihn denn irgendwo zu kaufen gäbe. Seinen Nachnamen spricht man Oläähnd aus. Es gibt auch andere Olindes, deren Namen man Oläähn ausspricht, ohne d. Seine Großmutter heißt Aguillard, was manche A-gi-jar und manche Ä-gi-lard aussprechen. Sarah hieß vor der Heirat Jackson. Das spricht man nur auf eine Art aus.

Sie fahren an Prairieville vorbei, an Dutch Town, Gonzalez, Britanny. Parallel zum Mississippi. Flaches Land. Es ist Juli, 1955, die Hitze flirrt. Auf den ehemaligen Plantagen stehen noch die weißen Villen der Sklavenhalter. Im Jahr 1795 steckten an diesem Abschnitt des Mississippi dreiundzwanzig Menschenköpfe auf gut sichtbaren Pfählen. Die weiße Obrigkeit hatte

die Teilnehmer eines geplanten Sklavenaufstands erst gehängt, dann enthauptet, dann die Köpfe ausgestellt, um ein Zeichen zu setzen für jene, die Ähnliches im Sinn hatten.[1]

Irgendwann kommt lange kein Ort mehr. Die Straße führt durch die Sümpfe. Manche Bäume leben noch. Andere stehen tot im Schlick. Links zieht sich der Lake Pontchartrain dahin, rechts erstreckt sich der Sumpf. Hier ist kein Haus, nirgendwo. Wenn jetzt etwas mit Sarah, mit dem Baby passieren würde, wären sie quasi in der Wildnis, Hilfe unerreichbar, obwohl New Orleans nur noch wenige Meilen entfernt ist.

Auch in Baton Rouge gibt es Krankenhäuser. Aber die können sie sich nicht leisten. Sie beide waren Hausgeburten. Das wollen sie nicht für ihr Kind. Das steht für andere Zeiten. In New Orleans, mitten in der Stadt, befindet sich das Charity Hospital. Es ist eines der größten Krankenhäuser der Vereinigten Staaten. Gebaut wurde es in den dreißiger Jahren, zu Zeiten Huey Longs, des populistischen Gouverneurs von Louisiana. Long war korrupt und besessen von der Macht, aber ein Kämpfer für die kleinen Leute. »Every man a king«, das war sein Slogan. Im Charity Hospital werden Arme umsonst versorgt.[2] Und arm sind sie, Sarah und Wilbert. So viel ist sicher.

Vor zehn Monaten erst ist Wilbert nach Louisiana zurückgekommen, nach eineinhalb Jahren Dienstzeit in Korea. Den Krieg hat er noch miterlebt, zahlreiche Gefechte, dann den Waffenstillstand. Seine Division hatte das Motto »Can do«. Sie sollten die Jungs sein, die alles erledigt bekommen. Er hat es bis zum Sergeant gebracht. Sie haben ihm eine erneute Beförderung angeboten, wenn er sich weiter verpflichtet. Aber er wollte nur zurück nach Louisiana. »Can do« war nicht länger seine Devise. Die Befehle gingen ihm gegen den Strich. Er hat die Militärflugzeuge gehasst, wenn sie ihn durchschüttelten. Nie wieder, so

schwört er sich, wird er mit einem Flugzeug vom Boden abheben. Dann die Gänge durch vermintes Gelände. Einen Fuß vor den anderen zu setzen, voller Angst. Nie zu wissen, was beim nächsten Schritt passieren würde. Weitergehen zu müssen, nur weil jemand anderes es befohlen hat.

Da, wo sie in Baton Rouge wohnen, ist ein leeres Grundstück, zwischen der 32. und der 33. Straße. Alle Passanten nehmen die Abkürzung über die Brache, einen Trampelpfad, weil das zeitsparend ist und praktisch. Wilbert erinnert das Stück Land an die Minenfelder in Korea. Er geht immer den Umweg außen herum.

Dann liegt der Sumpf hinter ihnen. Sie fahren am Flughafen von New Orleans vorbei, am westlichen Rand der Stadt. Er ist nach dem Kunstpiloten John Moisant benannt, der vor fünfundvierzig Jahren genau hier bei einem Flugzeugabsturz starb. In sechsundvierzig Jahren wird er in »Louis Armstrong International Airport« umgetauft werden. Wilbert und Sarah fahren durch die Vororte Kenner und Metairie in die Innenstadt. Dort sehen sie den grauen Turm: »Big Charity«, wie man das Krankenhaus hier nennt. Es sieht wie ein New Yorker Wolkenkratzer aus, zwanzig Stockwerke, Kalkstein aus Alabama, über dem Eingang ein dekoratives Metallrelief des gefeierten Künstlers Enrique Alférez.[3]

Im Innern der Klinik suchen Sarah und Wilbert die Abteilung, die für sie zuständig ist. Die Geburtsabteilung, logischerweise, aber sie müssen auch die richtige der beiden Geburtsabteilungen finden, nicht die für weiße Frauen, sondern die für schwarze. In diesem eindrucksvollen Art-déco-Gebäude werden die Patienten sorgfältig getrennt. Die Blutkonserven gibt es in zwei Versionen: Blut für »colored« und Blut für »white«. Alle Telefone sind schwarz. Aber es gibt Telefone für Schwarze und

Telefone für Weiße.[4] Die schwarze Geburtsabteilung ist überfüllt. Sarah wird lange warten müssen.

Wilbert lässt Sarah allein, macht sich gleich wieder auf den Weg nach Baton Rouge. Er hat zwei Jobs. Anders könnten sie nicht überleben. Freinehmen kann er sich nicht. Von einem der schwarzen Telefone bekommt er den Anruf, dass alles gutgegangen ist. Er fährt wieder nach New Orleans. Ihr Baby ist sehr groß, sehr mager und sehr hungrig. Sie sind nun eine Familie. Und nennen ihr Kind Cecil Jerome.

Dann aber, zurück in Baton Rouge, scheint es, als hätten sie etwas falsch gemacht. Alle kommen, um sich Cecil Jerome anzuschauen: Sarahs Eltern und ihre Geschwister – zumindest die, die noch nicht nach Kalifornien gegangen sind, weil sie es in Louisiana nicht mehr aushielten. Es kommt auch der Großvater aus Torbert, dem kleinen Ort, aus dem Wilbert stammt, auf der anderen Seite des Mississippi, in Pointe Coupée, in der Nähe des False River, auf dem Weg nach Opelousas. Alle sagen das Gleiche. Cecil Jerome? Passt irgendwie nicht. Das Baby sieht doch genauso aus wie Wilbert. Wie aus dem Gesicht geschnitten.

Also wird Cecil Jerome umbenannt, in Wilbert Louis Jr. Und aus dem vierundzwanzigjährigen Wilbert Olinde wird Wilbert Olinde Sr.

2. DANACH ZUM ALTDEUTSCHEN

Im Sommer 1985 wird Wilbert Olinde Jr. einen offiziellen Brief erhalten, vom Büroleiter des Kanzlers der Bundesrepublik Deutschland. Der Protokollchef Franz J. Binder wird ihn auffordern, sich am 13. September 1985 um halb elf Uhr vormittags am Kanzleramt einzufinden. Am vereinbarten Tag wird ihn der Bundeskanzler, Dr. Helmut Kohl, CDU, um etwas bitten.

Heute, am 10. August 1977, sind solche Entwicklungen noch nicht abzusehen. Wilbert kommt am Frankfurter Flughafen an, nach einem langen Transatlantikflug aus Los Angeles, wo er die letzten vier Jahre gelebt hat. Zweiundzwanzig Jahre ist er alt und zum ersten Mal in Europa. Schon einen Pass zu beantragen war eine ziemlich komplizierte Angelegenheit. Niemand, den er kennt, hat einen Pass. Er ist in San Diego aufgewachsen. Von dort aus ist er schon einmal über die mexikanische Grenze nach Tijuana gefahren. Einen Pass brauchte er für den Abstecher nicht.

Wilbert hat einen Vertrag bei einem Basketballclub unterschrieben. Der Verein heißt SSC Göttingen. Die Abkürzung steht für Schwimmsportclub. In der deutschen Basketballbundesliga darf genau ein Ausländer pro Mannschaft antreten. Dieser Ausländer wird er sein – eine Saison lang. Er ist mit seinem zukünftigen Trainer zusammen geflogen. Der ist neunundzwanzig, ebenfalls Amerikaner und als Coach Berufsanfänger. Sein eigentliches Fachgebiet ist die englische und amerikanische Literaturwissenschaft. Der junge Mann leidet unter extremer Flugangst und hat all die Stunden zwischen Kalifornien und Deutschland mit nassen Händen neben Wilbert gelitten. Jetzt, wieder am Boden, geht es ihm besser.

Wilbert ist zwei Meter und zwei Zentimeter groß und trägt einen ziemlich engen, von seiner Schwester genähten Overall im Jeans-Look. Die Hosenbeine haben enormen Schlag. Er hat soeben seinen B.A. an der University of California in Los Angeles gemacht. Seiner Mutter hat er ein Foto geschenkt: sein Porträt, in dem Umhang und mit dem Hut, wie sie alle amerikanischen College-Absolventen tragen. Neben das Bild hat er ein paar Zeilen geschrieben. Er hat sich für die Liebe, die Fürsorge und das Verständnis seiner Mutter bedankt. Er hat ihr geschrieben, wie sehr er hoffe, dass er sie genauso glücklich und stolz gemacht habe, wie ihr das in seinem Fall gelungen sei. Das Foto steht nun in der Wohnung seiner Mutter. Auch seine Freundin wohnt in San Diego. Allerdings war in letzter Zeit nicht recht klar, ob ihre Beziehung eine Zukunft hat.

Schon hier im Flughafen merkt er, wie seltsam es ist, die Leute um sich herum nicht zu verstehen. Er hatte ein paar Jahre Deutsch an der High School, bekam hervorragende Zensuren, doch für das echte Leben scheint es wohl nicht zu reichen. Er wundert sich über den Beate-Uhse-Shop im Flughafen. In amerikanischen Airports gibt es definitiv keine Fachgeschäfte für Erotikbedarf. Er wundert sich über die Taxen: alles Mercedes-Limousinen. Das, meint er, kann nur bedeuten, dass deutsche Taxifahrer extrem wohlhabend sind. Ein Restaurant in der Nähe des Flughafens heißt »Unterschweinstiege«. Dort gehen sie essen, weil sie noch auf Radovan Dimitrijevic warten müssen. Der hat sich aus Kenosha, Wisconsin, auf den Weg gemacht und soll auch für den SSC spielen. Weil Radovan deutsche Verwandtschaft hat, gilt er nicht als Ausländer.

Als auch Radovan angekommen ist, fahren sie mit den Abgesandten des Basketballclubs in einem aus zwei Autos bestehenden Konvoi nach Göttingen. Kein Tempolimit auf der Autobahn. Eine dramatische Brücke, hoch über einem Fluss namens

Werra: Sie wird ihm in Erinnerung bleiben. Als sie tanken fahren, fällt ihm auf, dass die Zapfsäule ganz anders funktioniert als in den USA. Er schaut genau hin, um es selbst hinzukriegen, wenn er das Auto bekommt, das ihm in seinem Vertrag zugesichert wurde, neben der Wohnung und den 1500 Mark im Monat. Er weiß, dass er nur ein Jahr hier bleiben wird. Viel Zeit ist das nicht. Er will das Beste daraus machen.

Die Vereinsdelegation setzt Radovan und ihn an einem etwas seltsamen Haus ab. Oben, im ersten Stock, besteht es aus Fachwerk und erinnert ihn an eines jener typisch deutschen Häuschen aus dem Märchenbuch. Im Erdgeschoss, weniger märchenhaft, befindet sich ein gläsernes Ladenlokal, in dem Autoteile verkauft werden. Nebenan ist ein Blumenladen. Auf der anderen Seite eine Zahnarztpraxis. Der Dentalmediziner wird dort noch achtunddreißig Jahre nach Wilberts Einzug seine Niederlassung betreiben. Er wird an einem regnerischen Mittwochvormittag im Januar 2016, gerade sind keine Patienten da, auf seinem Behandlungsstuhl liegen, in der *Bild*-Zeitung einen Artikel über einen islamistischen Terroranschlag in Istanbul lesen, wird das Blatt dann weglegen, um einem neugierigen Besucher zu antworten, dass er sich durchaus an Wilbert Olinde erinnern könne, der hier gewohnt habe. Ein guter Basketballer sei das gewesen. Habe später eine Freundin in München gehabt. Was hätte er auch anders machen sollen? Er hätte es ja nicht leicht gehabt, so als Schwarzer. Hätte ja sonst keine Frau gefunden.

Wilbert und Radovan steigen hoch in den ersten Stock. Es sind kleine, aber gemütliche Zimmer. In Los Angeles hat er in einem Stadtteil namens Palms gewohnt, zwanzig Minuten zum Strand. Jetzt schaut er hier, im südlichsten Zipfel Südniedersachsens, aus dem Fenster und sieht die B 3 vor sich, viel befahren, die

Ausfallstraße Richtung Autobahn. Auf der anderen Straßenseite sieht er einen Friedhof: den jüdischen Friedhof.

Steht man direkt an der Friedhofsmauer, erkennt man das Grab der Käthe Meininger, Gattin des Kaiserlich Königlich Hoflieferanten Oskar Meininger. Sie ist 1943 in Warschau gestorben. Man blickt auf den Grabstein für Melanie Rosenberg, gestorben 1943 in Theresienstadt. In den Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft wurde der jüdische Friedhof mehrfach verwüstet. 1950 schrieb Richard Gräfenberg, Holocaust-Überlebender, Vorsitzender der jüdischen Gemeinde, einen Brief an die Stadt Göttingen. Diese habe »noch nicht den leisesten Versuch gemacht«, den jüdischen Friedhof instand zu setzen. Auf Gräfenberg machte es den Eindruck, »als ob es der Stadt schon jetzt wieder unangenehm« sei, dass »sich in ihrem Bereich eine Jüd. Gemeinde befindet«. Gräfenbergs Nachfolger protestierte im Herbst 1954 gegen ein SS-Kameradentreffen in der Stadt. Die Veranstaltung fand dennoch statt. Jetzt, drei Jahrzehnte nach Kriegsende, gibt es gar keine jüdische Gemeinde mehr in Göttingen – allerdings einen jüdischen Oberbürgermeister. Artur Levi, 1937 aus München nach London geflohen, ist nach dem Krieg nach Deutschland zurückgekehrt. Und an der Stelle der am 9. November 1938 zerstörten Synagoge steht nun ein Mahnmal: eine Pyramide aus Stahlrohren. Schrifttafeln zeigen die Namen der 282 jüdischen Bürgerinnen und Bürger aus Stadt und Kreis Göttingen, die während des Nationalsozialismus ermordet wurden. Ein Schild zitiert den Propheten Jesaja: »Berge werden weichen und Hügel werden wanken, aber meine Gnade wird von dir nicht weichen.«[1]

Es heißt, das Haus, in dem Wilbert und Radovan wohnen, solle bald abgerissen werden. Wilbert bekommt einen hellblauen VW Passat, der ziemliche Probleme beim Anspringen hat. Er fährt

tanken, versteht die Tankapparatur dann doch nicht, bekommt es aber irgendwie hin. Ein Stück die B 3 hoch Richtung A 7 ist ein Supermarkt, der Herkules heißt. Wilbert bewundert die Ampel an der Groner Landstraße, die dem Fahrer anzeigt, dass er dreißig fahren muss, um das nächste Grün zu erwischen, oder fünfzig, je nachdem. So etwas gibt es in Kalifornien nicht. Die Ampel vermittelt ihm gleich etwas sehr Deutsches, sagt er später: dieses deutliche Gefühl für Struktur.

Er ist in einem Land angekommen, in dem es kaum ein anderes Thema gibt als den Terrorismus der Roten Armee Fraktion. Er ist gerade drei Wochen in Deutschland, als die Linksterroristen den Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer entführen und drei Polizisten sowie den Fahrer Schleyers töten. Sie wollen elf inhaftierte RAF-Mitglieder freipressen. Kurz darauf kapert eine mit der RAF verbündete Palästinenserorganisation ein Lufthansa-Flugzeug, ermordet den Piloten, droht mit der Tötung weiterer Geiseln. Das Flugzeug wird gestürmt, die Geiseln befreit, drei führende RAF-Terroristen begehen daraufhin Selbstmord. Einen Tag später wird Schleyers Leiche gefunden.

Anders als möglicherweise von den RAF-Mitgliedern beabsichtigt, lösen die Gewalttaten in Deutschland keine Staatskrise aus. Viel eher trägt der Terrorismus zur Modernisierung der Polizei bei. Das Bundeskriminalamt entwickelt die computergestützte Fahndung, der Bundestag verabschiedet weitreichende Antiterrorgesetze, »Innere Sicherheit« wird zu einem bestimmenden Begriff der öffentlichen, gelegentlich hysterisch geführten Diskussion. Zukünftige Historiker werden das Jahr 1977 als einen Moment begreifen, in dem das demokratische System der Bundesrepublik seine größte »emotionale Akzeptanz« in der Bevölkerung erreichte. Bundeskanzler Helmut Schmidt gewinnt durch sein überlegtes Management des Deutschen Herbsts

eine enorme Reputation. Auch international wird Schmidt bewundert – für sein Verhalten in der Terror-Krise, aber auch für die schnelle Überwindung der Rezession von 1974/75. Die Bundesrepublik gilt als »Modell Deutschland«, als Motor der Weltwirtschaft, Helmut Schmidt als »Weltökonom«.[2]

Einmal wird Wilbert in diesem hervorragend organisierten Land von einem unfassbaren Krach geweckt. Er schaut aus dem Fenster und sieht nicht Grabsteine, sondern Panzer, einen nach dem anderen. Sie kommen aus der Richtung des Herkules-Supermarkts. Noch nie hat er einen Panzer gesehen, geschweige denn eine ganze Kolonne. Ihm fällt ein, wie nah er an der Grenze zum kommunistischen Teil der Welt ist. Er erkundigt sich besorgt, was los gewesen sei. Nichts Besonderes, erhält er zur Antwort. Ab und zu fahren Panzer durch Göttingen.

Er wundert sich über noch einiges mehr. Etwa über die Sporthalle, in der sie trainieren und nach Saisonbeginn spielen werden. Es ist die Godehardhalle, 2000 Sitzplätze, benannt nach dem heiligen Godehard von Hildesheim, um 960 geboren. An der UCLA waren sie im Pauley Pavilion aktiv, mehr als 12 000 Plätze, benannt nach einem 1902 zur Welt gekommenen Ölmagnaten. Die Godehardhalle kommt ihm kleiner vor als seine High-School-Turnhalle. Besonders winzig wirkt sie im Vergleich zu den Arenen, in denen er mit seinem College-Team gastiert hat. Bei seinem letzten Spiel, auswärts in Idaho, sind sie vor 20 000 Fans angetreten. Die Göttinger Bundesligabasketballer trainieren mit Bällen, die aus Gummi sind, nicht aus Leder, und auf einem Hallenboden, der nicht aus Parkett besteht, sondern aus Kunststoff. Die Einwürfe vom Rand machen sie über Kopf, wie Fußballspieler. Alle möglichen Linien laufen über den Boden: Handballlinien, Volleyballlinien. Sehr verwirrend. Er beobachtet die Damen-Basketballmannschaft beim Trai-

ning. Die Spielerinnen tragen Hosen aus Frottee, was ihn eher an Unterwäsche als an Sportbekleidung denken lässt. Das ist ebenfalls verwirrend.

Der Sport scheint in Göttingen eher nebensächlich. Das zeigt sich auch auf dem Trainingsplan, den sie ihm in die Hand drücken. Nur einmal täglich wird trainiert, eineinhalb Stunden. Seine deutschen Mannschaftskameraden sind als Kinder mit Fußball aufgewachsen, haben Basketball erst danach für sich entdeckt. Sie gewöhnen sich noch an die Enge des Feldes, an die vielen Regeln, viel mehr als auf dem Fußballplatz, an die Tatsache, dass jeder beides ist, Angreifer und Verteidiger. Basketball ist ein Spiel, das von der Dynamik lebt, von schnellen Schritten und Sprüngen, vom raschen Verfolgen des Gegners. Gleichzeitig aber ist Raffinesse gefragt: die Präzision der Finger, Arme, Schultern beim Wurf auf den Korb, das kontrollierte Abstoppen und Innehalten. Körpertäuschungen sind wichtig, effektiv, doch nuanciert, manchmal nur ein Zucken des Kopfes oder der Arme, um den Verteidiger in die falsche Richtung zu schicken. Basketball ist eine komplexe Sportart, die vom Zusammenspiel der Mannschaft ebenso lebt wie von individueller Kreativität. Es gibt also viel zu tun. Mittwochs wird allerdings gar nicht trainiert. Freitags manchmal auch nicht. Die Spieler des SSC Göttingen sind halbe Amateure, haben Jobs oder studieren. Auch Wilbert soll nebenbei als Hilfskraft an der Universität Konversationskurse in englischer Sprache geben. Das füllt ihn nicht gerade aus. Er hat nun sehr viel Zeit.

Basketball wird von Akademikern geschätzt. Theoretiker des Sports sehen tänzerische Elemente in den Bewegungen der Spieler, vergleichen ihre kreative Improvisation mit Jazzmusik und argumentieren, unter Körben sei Ästhetik weit wichtiger als in eher kämpferischen Ballsportarten.[3]

Schon leichte Berührungen können als Foul gewertet und bestraft werden, daher gilt Basketball als körperlose Sportart. Dass stets kräftig geschoben, gedrückt, gezogen wird, fällt selbst Laien auf. Dennoch begleitet das Spiel, in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts an einer evangelischen amerikanischen Hochschule entwickelt, ein klar beschriebenes Wertesystem. Beim Fünf-gegen-fünf soll es nicht kriegerisch oder ruppig zugehen, sondern tugendhaft und fair. Mit dem Sport mögen noch so viele Geschäfte getrieben werden: Immer wieder erinnern seine Vordenker an die hehren Ideen aus der Ursprungszeit. Ähnlich beliebt wie der Profibasketball sind in den USA die High-School-Teams und die College-Mannschaften. Bildung, moralische Werte und Basketball sollen stets miteinander verknüpft sein.[4]

Mit den amerikanischen Soldaten kam das tugendhafte, schöne Spiel 1945 in einem Land an, das dringend der Umerziehung bedurfte.[5] In der Heidelberger Altstadt, es war gerade erst Frieden, spielten GIs in einer Halle am Marstall. Deutsche Kinder schauten ihnen zu, staunten über die Bälle, die Sportler, wollten selbst auf Körbe werfen. Fußball galt als Arbeiterzeitvertreib; im kultivierten Städtchen am Neckar wurde Basketball zur bevorzugten Leibesübung, so auch in Bamberg, Gießen, Marburg.[6]

Die Universitätsstadt Göttingen liegt in der britischen Zone und ist dennoch eine Basketballhochburg. Warum das so ist, erklären lokale Legenden. Sie handeln von einem Niedersachsen namens Emil Göing, Handballer, Oberfeldwebel der Wehrmacht, vom deutschen Reichstrainer 1936 zum Basketballer umgeschult, beteiligt an den diversen Niederlagen der deutschen Olympiamannschaft in Berlin und nach Kriegsende Gründer der Basketballabteilung eines Göttinger Turnvereins. Sie erzählen von einem amerikanischen Offizier namens Raymond, der

kurz nach dem Krieg in der Stadt auftauchte und den Sportlern Basketballausrüstung stiftete. Und von einem 1946 gegründeten Schwimmverein, der sofort mit dem Problem fehlender Badeanstalten konfrontiert war, so dass die nicht schwimmenden Schwimmer den Basketball entdeckten und irgendwann gar nicht mehr ins Wasser gingen.

In den Jahren vor Wilberts Ankunft feiern die Damen des 1. SC Göttingen 05 einen Pokalsieg und fünf deutsche Meisterschaften. Sie haben »Wirbelwind« Bärbel Messerschmidt, nur 1,58 Meter groß. Sie haben als »Luftwaffe« bekannte Spielerinnen wie die 1,96 Meter lange Martha Melicharova. Die erfolgreichen Athletinnen veranstalten Autokorsos in blumengeschmückten VW-Käfern, lassen am Gänselieselbrunnen ihre schwarzgelben Fahnen wehen und werden in Hotpants beim Stadtspaziergang fotografiert. Die Göttinger Herren: weniger schwungvoll. Ende 1975 verpasst der SSC die Qualifikation für die neu gegründete eingleisige Bundesliga. Ein Jahr später gelingt der Aufstieg, der sofortige Wiederabstieg wird dann jedoch nur sehr knapp vermieden. Ein 2,05 Meter großes Talent verlässt das Team. Ecki Siefert will sich stärker seiner Arbeit in der Deutschen Kommunistischen Partei widmen. Aber immerhin: Auch in der Saison 1977/78 verkauft Emil Göing, Olympionike von 1936, in seinem Tabakladen in der Innenstadt Eintrittskarten für die Basketballerstligaspiele des Schwimmsportclubs. Jetzt mit neuem Amerikaner.[7]

Wilbert, die Neuverpflichtung, läuft durch Göttingen. Wenn sich in Los Angeles oder San Diego Menschen auf der Straße begegnen, dann sagen sie »Hi« und sehen sich an. Hi, hi, hi. Hier scheint das nicht zu funktionieren. Die Menschen gehen wortlos an ihm vorbei. Er weiß nicht, ob das an seinem hier ungewöhnlichen Aussehen liegt, seinem Außenseiterstatus oder da-

ran, dass man das in Deutschland nicht macht. In den USA nicken sich Afroamerikaner zu, wenn sie sich sehen. Auch wenn sie sich nicht kennen. So ein angedeutetes »Hey, brother«. Das gibt es hier nicht. Die afrikanischen Studenten von Göttingen nicken nicht, wenn er nickt.

Ungegrüßt und unzugenickt fotografiert er die Stadt. Er macht ein Bild von der Junkernschänke. Das Gebäude ist ein halbes Jahrtausend alt. Er findet amerikanische Spuren. Knipst das Blue Note, einen Jazzclub, wo demnächst die Red Hot Beans spielen und die Dixieland Old Timers. Aus dem Dixieland, dem amerikanischen Süden, sind seine Eltern weggezogen, weil sie die Armut und den Rassismus nicht mehr ausgehalten haben.

Er geht durch die Fußgängerzone. Eine Straße ganz ohne Autos gibt es bei ihm zu Hause nicht. Versuche, in den USA Fußgängerzonen einzurichten, sind meist daran gescheitert, dass sich seine Landsleute ungern das Einkaufen mit dem Auto verbieten lassen wollten. Geschäftsleute fürchteten um den Umsatz. Befragte Bürger gaben an, wie unwohl ihnen dabei sei, auf solchen Straßen einem gewissen »element of people« zu nah zu kommen. Das Deutschland der sechziger und siebziger Jahre wird eher von oben organisiert. Hunderte von Städten richten Fußgängerzonen ein, auch gegen den Widerstand von Anwohnern oder Ladeninhabern. Deutsche Stadtplaner fordern die begehbare Ladenstraße, weil sie in amerikanischen Städten »Massenelend« und »städtebauliche Anarchie« sehen. Sie ziehen die Worte »slum« und »suburb« zusammen und sprechen von »slurbs«. Die Fußgängerzone erscheint ihnen als das beste Mittel, eine »Los-Angelisierung« deutscher Städte zu vermeiden.[8]

Wilbert aus Los Angeles fotografiert die bunten Luftballons bei einem Volksfest und einen Kaktusverkaufsstand. Die Fußgängerzone könnte nicht voller sein. Ein paar junge Männer